

Hinrich JW Schüler: einige Notizen und Betrachtungen zu einer eindrücklichen Reise durch Neuseeland

Erster Teil / eine Einleitung

Neuseeland ist eines jener Länder, die mit jedem Tag größer werden, mit jeder neuen Entdeckung wachsen, Kontur und Größe gewinnen mit einer jeden Stunde des im Lande Unterwegs-Seins. Ein Land, das hinter jeder Wegbiegung mit neuen Überraschungen aufwartet. Vor einer solchen Lebendigkeit, vor einer solchen Vielfältigkeit der Erscheinungen verblasst der beste Reiseführer, wird der beste Prospekt Makulatur. Das ist in dieser Welt, in welcher alles und jedes bereist werden kann und in welcher dem Touristen alles und jedes in Vierfarbdrucktechnik angepriesen wird, nicht gerade selbstverständlich.

Wer schon das eine oder andere Mal unterwegs war, ertappt sich gelegentlich beim Ziehen von Vergleichen; - nicht anders erging es mir in Neuseeland. Ein naheliegender Vergleich war jener mit Australien, naheliegend im geographischen Sinne und in Hinsicht eigener Erfahrungen. Alt, unendlich alt, zu Ende gekommen, erodiert, verwittert, geworden, Ähnliches in Wiederholungen ausprägend und ausbreitend in großen Weiten, so stellte sich uns Australien dar. Im völligem Kontrast dazu steht Neuseeland: ein werdendes Land, in lebendiger Bewegung begriffen, jugendlich, geologisch ein Kleinkind noch, eine schier unfassbare Vielfalt von Erscheinungen auf relativ kleiner Grundfläche darbietend. Die Elemente stoßen hier ohne Vermittlung aufeinander, Unruhe, Aufruhr, Grandiosität dort entfaltend, wo beim größeren australischen Bruder längst Ruhe und Innigkeit eingekehrt ist: kilometerlange alpine Gletscher ergießen sich in Täler, die dicht bestanden sind von Regenwäldern, Rauch speiende Vulkane türmen sich zu Gebirgen auf, die wiederum nicht selten von Schnee bedeckt werden, aus Geysiren dringt kochendes Wasser an die Oberfläche und färbt mit seinen Metallen und Salzen die Erde bunt. Unweit davon können die beschaulichsten Schafweiden sein, finden sich goldsandige Strände an türkisenen Meeren, von Farnpalmen beschattet.

Soweit zunächst eine kurze Skizze spektakulärer Teile Neuseelands. Es gibt natürlich auch andere Seiten, die einer Erwähnung bedürfen. Die „Natur“ ist inzwischen nicht mehr unberührt, die Wälder sind nicht ganz so endlos, wie gelegentlich noch behauptet wird, die Strände sind mittlerweile nicht mehr alle einsam und verlassen, geschweige denn unentdeckt. Neuseeland ist ein Kulturland, durchaus und völlig erschlossen, mit großer Weidelandwirtschaft, Ackerbau, Industrie und Großstädten, kein Land also, auf welches sich leichtfertig eine robinsonesque Romantik projizieren ließe. Dennoch, trotz aller menschlicher Eingriffe, beherrscht landschaftlich-natürliche Schönheit beide Inseln, Nord- und Südinsel. Ich sage dieses so ausdrücklich, weil in den Augen vieler Touristen die landwirtschaftlich stärker beanspruchte Nordinsel oft ein etwas stiefmütterliches Dasein fristet. Sie ist nicht alpin, hat die Gletscher nicht, kann aber mit aktiven Vulkanen und herrlichen Küsten aufwarten. Und selbst dort, wo sie „europäisch“, ja fast englisch, bald schottisch oder irisch erscheint, findet sich Schönheit ein, da das europäische Problem der allgegenwärtigen Enge, der Zerstückelung, der Zersiedlung und

Zerschneidung der Landschaft nicht oder zumindest kaum auftritt. Finden sich zwischen den europäischen Betonwüsten allenfalls noch Landschaftsrudimente, die unsere Sprache dann so zutreffend mit „Landstrich“ oder „schöner Ecke“ beschreibt, so bleibt in Neuseeland alles großzügig angelegt. So großzügig, dass der Reisende auf Anhieb gar nicht den Gedanken hegt, dass all jenes, was er sieht, nicht authentische Natur sein könnte. Die wirklich endlosen, hügeligen Schafweiden erscheinen so, als wären sie schon immer hier, ebenso die Nadelwälder, Wiesen, Heidelandschaften. Dennoch sind diese Landschaften neu, von den Siedlern vor 200 Jahren erst angelegt, haben diese Landschaften das Ursprüngliche längst verdrängt mit Ausnahme einiger streng geschützter Rest-Urlandschaften in den Nature Reserves (Naturparks).

Die angedeuteten Eindrücke ließen mich den Begriff des „Wildgartens“ mit Neuseeland verknüpfen, da dieser Begriff die neuordnende menschliche Hand ebenso impliziert wie die nach ihren eigenen Gesetzen sich entfaltende Natur. Es ist ein Garten, angelegt, ungefährlich, aber nicht nur gemütlich, er hat Teile mit aufbäumender Wildheit, ist an einigen Stellen ganz und gar ungebändigt, dennoch auch dort betretbar, eine vielleicht ideale Mixtur verschiedenster Qualitäten, was dann diesen Garten Neuseeland so anziehend macht für den gelangweilten, zubetonierten Europäer, der die Exotik sucht, aber auf mindestens halbwegs sicheren Pfaden wandern will. Weder gibt es gefährliche Tiere, noch unüberwindbare Hindernisse, noch zur Verzweiflung treibende Einöden und Wüsteneien. Selbst das allzumenschliche und die Reisenden vieler Länder plagende Problem der Kriminalität stellt sich in diesem Garten eher selten ein.

Es ist durchaus einfach, Neuseeland zu bereisen. Die Straßen sind in hervorragendem Zustande, in jedem Dorf gibt es mindestens ein Reisebüro, welches gern die Organisation und Buchung aller möglichen Aktivitäten innerhalb des ganzen Landes unternimmt. Die Neuseeländer selbst, mit freundlichem Witz „Kiwis“ genannt, sind freundlich und hilfsbereit und sprechen ein gut verständliches Englisch, was sie von den Australiern, Amerikanern und Engländern unterscheidet. Allerdings können einem gelegentlich noch einige sehr britische Rituale begegnen: So mussten wir einmal in einem menschenleeren Restaurant warten auf eine Tischzuweisung. Als sich dann herausstellte, dass wir es gewagt hatten, das Restaurant zu betreten, ohne Tage oder zumindest Stunden im voraus eine Tischreservierung vorgenommen zu haben, wollte man uns großzügigerweise einen zwei Stunden entfernten Termin vorschlagen, den wir dankend ablehnten. Wie gesagt, das Restaurant war menschenleer, und weitere Busladungen von Touristen waren in dem Dorf zu der vorgeschrittenen Stunde nicht zu erwarten. Der britische Einschlag hat allerdings auch seine liebenswerten Vorteile: Neben Höflichkeit ist man sehr um gute Organisation, Ordnung und Sauberkeit bemüht. Was die Betreuung touristischer Interessen anbelangt, ist Deutschland im Vergleich zu Neuseeland ein Entwicklungsland unterer Kategorie. Wer jemals versucht hat, von einem nicht-ostfriesischen Bahnhof aus eine kombinierte Bahn-Bus-Fährreise zu der Nordseeinsel Spiekeroog zu buchen, weiß, was ich meine...

Claudia und ich sind die ganze Zeit über mit einem Leihwagen unterwegs gewesen, mit an Bord ein Zelt und einen Trangia-Spirituskocher. Diese Kombination halte ich für ideal: Man ist völlig unabhängig, kommt schnell voran, wenn man möchte und kann jederzeit halten und bleiben, wo es gefällt, zum Beispiel dort, wo die Reisebusse ohne Einhalt vorbeieilen.

Was meine bisherigen Reiseerfahrungen anbelangt, bin ich versucht zu sagen: Neuseeland ist das Reiseland schlechthin, unkompliziert und ungemein interessant. In vier Wochen Neuseeland lässt sich mehr erleben als in so manchen vier Jahren Deutschland. Allein schon deshalb, weil nicht jede interessante Handlung mit reglementierenden Verboten belegt ist wie im übervorsichtigen und dadurch Besorgnis erregenden Mitteleuropa. Allein die Besteigung des Tongariro-Vulkanes auf eigene Faust bei Wind und Wetter wäre in Deutschland bereits undenkbar (wir gerieten bei der ersten Besteigung am Kratersteilpass in einen Eisregensturm), und völlig ausgeschlossen wäre die White Island - Vulkaninsel-Tour: Dort muss mit Gummibooten von der Yacht herunter ausgebootet werden (ohne Schwimmweste wegen Platzmangel), dann erreicht man nicht etwa einen Bootsanleger, sondern brandungsumtoste Felsensteine, die zu überklettern sind. Empfangen wird man von den Ruinenresten einer alten Schwefelfabrik, von dort aus geht es auf Pfaden zum Kraterand. Über diesen hinweg schaut der Reisende dann in einen brodelnden Abgrund. Die aufsteigenden Dämpfe sind ungeheuer aggressiv: Nach zwei Stunden nur waren die Ösen meiner Wanderschuhe von Korrosionspatina bedeckt. Sich selbst kann man mit der von den Skippern ausgehändigten Gasmasken schützen, was, je nach Windrichtung, sehr ratsam ist. Ebenso ratsam ist es, die Trampelpfade nicht zu verlassen. Die Sandkruste ist dünn, aus den Rändern und Ritzen heraus dringt kochendes, schwefelsaures Schlammwasser. Aber der Anblick! Mannshöhe, neongelbe Schwefelkristalltürme ragen auf, buntes Gestein schimmert in allen Farben, die Elemente prallen mit einer „lemurischen“ Urkraft aufeinander, wie wohl nur selten irgend wo sonst auf diesem Planeten.

Jung ist das Land, jung und wild, allerdings sind es eben Inseln der Wildheit, eingebettet in eine von Menschenhand gestaltete Parklandschaft. Es ist, von Ausnahmen abgesehen, doch eben gestalteter Naturraum, was den Reiz des Landes aber keineswegs schmälert. Bei diesem Thema wird ja gern der Gegensatz der ersten Siedler, ihrer Kultur und ihrer Lebensweise zu den sogenannten „Naturvölkern“ erwähnt. Ich möchte, wie nach den beiden Australienreisen auch, betonen, dass dieser Begriff „Naturvolk“ ein wirklicher Unsinn, ein Widerspruch in sich ist. Der Mensch ist seit Urzeiten ein aus der Natur herausgefallenes Wesen, das seit Ewigkeiten bereits mehr oder minder in die Natur eingreift, diese umgestaltet, seinen Bedürfnissen anpasst. Das gilt für die australischen Aborigines mit ihrer landschaftsgestaltenden Feuerkultur, das gilt auch für die neuseeländischen Maoris, die, in mehreren Wellen aus verschiedenen asiatischen und polynesischen Gefilden eingewandert, dem Land ihren Stempel aufgedrückt haben, neue Tiere und Pflanzen importierten, andere ausrotteten. Seit über 200 Jahren nun formen europäische Siedler das Land um, formen es nach dem Bilde Europas, so dass es streckenweise tatsächlich sehr europäisch anmutet - und dennoch wunderschön ist. Das „eigentliche“ Neuseeland gibt es nur noch in den bereits erwähnten Reservaten. Und unter der Erde. Dort rumoren Hunderte von Vulkanen leise, darauf wartend, wieder das soeben Entstandene mit unglaublicher Gewalt zu vernichten, zu verbrennen, zu verschütten, niederzuwerfen, wie es bereits mehrmals, sogar noch in geschichtlicher Zeit, in ungeheuren Katastrophen geschehen ist.

*

Anhand des kleinen Tourtagebuches wird meine Erinnerung gern wieder zurückschweifen zu

den türkisenen Meeren, goldfarbenen Stränden unter Farnpalmen, zu den gischtsprühenden Wasserfällen, Stromschnellen, sprudelnden Geysiren, steil aufragenden Vulkanen, zu den schneebedeckten Alpen, deren Gletscher im Regenwald enden, zu den Inseln, zum Grasland, zu den Walen, die fast mit der Hand zu greifen waren, zu den Kolonien der Seelöwen auf den Felsterrassen, die in kleinen, von Brandungswasser gefüllten Becken ihre Jungen planschen ließen, zu den Robben in den steilen Fjorden und zu den bunten Vögeln mit ungewohntem Gesang, fliegenden Fischen, zu den ohrenbetäubend laut, rhythmisch zirpenden Grillenkäfern, gelbköpfigen Seemöwen und anderen Vögeln, deren Namen ich nicht kenne, zu großen Schmetterlingen und, natürlich, zu den wirklich schier unüberschaubaren Schafherden mit teilweise Tausenden von Tieren, die eine friedliche Ruhe und eine Gelassenheit ausstrahlen, an welcher es mir zu oft mangelt. Die Erinnerung umschließt aber nicht nur Anwesendes, sondern auch Abwesendes: die Abwesenheit von Lärm und Unrast, die eine Ruhe und Stille zu erzeugen vermag, die Vorstellungen erweckt, die sonst verborgen bleiben müssten. Es gibt Orte, deren Einheit, um nicht Harmonie sagen zu müssen, durch nichts gestört wird: Kein Flugzeug am Himmel, keine Autobahn, die in der Ferne rauscht, nichts fällt störend in die Gegenwart hinein. Bis dann schließlich die eigene, innere Zivilisation sich wieder meldet mit einer leichten Unruhe, die vorwärts drängt, weiterreisen möchte...

Zweiter Teil / ein kleines Tourtagebuch

Freitag, 19. Januar 2001, Frankfurt - Los Angeles - Fiji.

Abflug in Frankfurt mit einer 747-400 der Air New Zealand. Das Beeindruckendste am Hinflug ist ein über Stunden sich hinziehender Sonnenuntergang in herrlichen Wolkenlandschaften zur Linken (wir fliegen mit der Zeit) und die nächtliche Ansicht von Los Angeles: ein Lichtermeer ohne Ende, bis zum Horizont reichend, durchzogen von weißen und roten Lichtschnüren in vielen Reihen, die quadratisch geordnet sind: die Highways. In Los Angeles gibt es zwei Stunden Aufenthalt in einem vom freien Amerika abgeschotteten Warteraum. Ein weiterer Stop ist Nadi, Fiji. Zollfreier Einkauf möglich - um 2 oder 3 Uhr nachts! Die ganze Welt scheint zu einem riesigen Supermarkt verkommen zu wollen. Wir vertreten uns die Beine in den Touristensouvenirkitschläden. In morgendlicher Dämmerung startet die Maschine wieder, dreht eine Schleife über das Inselreich Fiji mit seinen sanften, grünen Hügeln, die an den berühmten Stränden mit ihrer scheinbaren Bewegung zur Ruhe kommen.

Sonntag, 21. Januar, Auckland

Das Los dessen, der Vergleiche hat: Er kennt einiges bereits, und zum Teil in besserer Ausprägung. Auckland ist an vielen Buchten am Meer gelegen, dass es eigentlich so aufregend wie Sydney hätte sein können, - leider ist es das nicht. Verbaut, architektonisch uneinheitlich, fast chaotisch. Vom Stadtpark Auckland Domain aus gibt es allerdings tröstliche Aussichten über die Stadt, die scheinbar auch attraktivere Viertel als die citynahen hat.

In unserer Unterkunft, einem „backpackers“, trinkt man Bier aus Plastiklitermaßen, eine

Horde Spanier haust in einem unbeschreiblichen Durcheinander im Nebenzimmer und lamentiert die halbe Nacht, so dass ich mit der Faust gegen den Bretterverschlag hämmere. Die Party wird nur durch ein kurz gerufenes „sorry“ unterbrochen. Immerhin stellt man den Cassettenrecorder mit dem primitiven Technostakkato leiser.

Montag, 22. Januar, Auckland - Rotorua

Nach dem Frühstück, landesüblich bacon & eggs, nehmen wir den Mietwagen in Empfang und wenden uns ostwärts. Das Regenwetter wandelt sich in einen sonnigen Tag um, der die europäisch geprägte hügelige Feld- und Wiesenlandschaft in schönem, sommerlichem, aber mildem Licht erscheinen lässt. Die Straße ist vorzüglich ausgebaut, für deutsche Verhältnisse herrscht wenig Verkehr. Imposant und schwer zu überholen sind die Roadtrains, große Sattelschlepper, die noch einen langen Hänger ziehen.

In der Hafenstadt Tauranga gibt es fish & chips, serviert auf Zeitungspapier, ein unkompliziertes Vergnügen, das wir von Australien her schätzen. Eine Reifenpanne, verursacht durch einen eingefahrenen Nagel, kann schnell behoben werden: für ganze 15 NZ\$ (ca. = DM) wechselt uns der Lehrling einer Autowerkstatt den Reifen und repariert diesen. Durchaus erstaunt und fast zögernd nimmt er 5\$ Trinkgeld an. Kein Termin, kein Warten, prompte Erledigung, auch kurz vor Feierabend - ich schätze diese unkomplizierten Länder.

Aus einigen Kilometern Entfernung riechen wir unsern Zielort, das vulkanisch geprägte Rotorua mit seinen heißen Schwefelquellen. Unser Campingplatz verfügt über eine natürliche Fußbodenheizung: das Zelt steht auf handwarmem Grund am Rande eines großen (für unsere Verhältnisse riesigen) Sees, an dessen Ufern es blubbert und qualmt. Heiße Mineralquellbäder sind frei zu besuchen. Rotorua, gebaut in amerikanischem Stil, wie fast das ganze neuere Neuseeland, ist von dampfenden Gründen und Geysiren durchzogen.

Das Abendessen serviert uns ein ausgezeichnetes Bistro, geführt von einem Türken aus Samsun, der erfreut ist zu erfahren, dass wir seine Schwarzmeerstadt gut kennen.

Dienstag, 23. Januar, Waimangu, Lake Rotomahana.

Nach kurzer Autofahrt erreichen wir 20 km südlich von Rotorua einen Wander- und Lehrpfad durch eine wahrlich atemberaubende, vulkanisch geprägte Landschaft. Der Wanderweg führt vorbei an siedenden Quellen mit farbenprächtigen mineralischen Ablagerungen, Buntalgentümpeln, Schwefelkristallwänden, Sinterterrassen, smaragdgrünen und türkisernen Kraterseen, die mit einer überraschenden Leuchtkraft, natürlicherweise bedingt durch das sonnige Wetter, aufwarten. Auf dem großen Rotomahana-Kratersee wird eine geführte Bootsfahrt angeboten, die auf geologisch-vulkanische Katastrophen der jüngeren Geschichte aufmerksam macht. Der große Ausbruch von 1886 hat die Landschaft total umgeformt, die Pflanzen und Tierwelt völlig zerstört, ebenso die weißen und rosaroten Sinterterrassen, die die Schönheit derer von Pamukkale (südwestliches Anatolien) bei weitem noch übertroffen haben sollen (wie einige Photos durchaus nahelegen können). Die an Bord einzusehenden Photographien, aufgenommen nach der Katastrophe, zeigen hingegen eine gigantische, völlig verwüstete Mondlandschaft. Es dauerte Jahrzehnte, bis die Pflanzendecke peu a peu die Lava-

und Aschefelder wieder bedeckt. Noch heute sucht das Auge vergeblich nach größeren, älteren Bäumen, die die letzte Stufe der natürlichen „Renaturierung“ (aber auch die Katastrophe selbst ist ja schließlich „Natur“) bilden werden. Die letzten Ausbrüche in diesem Landesteil waren 1903, 1917 und 1973.

Der hier erhältliche Wanderwegführer berichtet von einigen schwer erklärlichen Phänomenen, wie zum Beispiele von dem in überaus komplizierten, rhythmischen Zyklen um 8 Meter (!) ansteigenden und wieder abfallenden Wasserspiegel des sog. Infernokraters, dessen Wasser 80° C misst und mit pH 2,1 extrem sauer ist. Hängen diese rhythmischen Zyklen von vulkanischer „Ebbe und Flut“ vielleicht mit den Planetenbewegungen zusammen? Ach, befasste sich doch unsere liebe Naturwissenschaft einmal mit den wirklich interessanten Dingen! Es ist mir unverständlich, warum diese Frage nicht Scharen von Wissenschaftlern beschäftigt. Te ara mokoroa, wie die Maoris sagen: Der Weg des Wissens ist ein beschwerlicher. Bei der Erwähnung dieses wohl einmaligen Wanderweges, der zweifelsohne zu den interessantesten dieser Welt zählt, dürften Flora und Fauna nicht fehlen. Wir lauschten den unbekannt Stimmen einheimischer Vögel, photographierten manche Pflanze, ohne weder das eine noch das andere ohne Mithilfe des Reisebuches benennen zu können. Allein das augenfällige, wunderschöne toe toe-Schilfgras möchte ich doch gesondert erwähnen, ebenso den fan tail, ein kleiner Vogel, der uns bereits in den Parks von Auckland auffiel und welcher mit einer fast den Kolibris ähnelnden Flugweise nebst seinem aufgestellten Fächerfederschwanz leicht die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt.

Der Tag schließt mit erquickenden heißen Mineralbädern auf dem Campingplatz.

Mittwoch, 24. Januar, Lake Taupo und Tongariro National Park.

Weiter geht es südwärts. Wir erreichen den Lake Taupo, der, um einiges größer als der Bodensee, vor ca. 5000 Jahren durch gigantische Vulkanausbrüche entstanden ist. Der See zeigt eine dem europäischen Blick überaus befremdliche Leere, keine Yacht, kein Surfer, kein Segler zieht seine Bahn über die Oberfläche des Wassers. Läge dieser See in Europa, wäre er mit einiger Sicherheit eines der größten Feriengebiete. Doch die dünne Besiedlung Neuseelands lässt diesen See nahezu unberührt. In Taupo-Stadt, gesichtslos mit amerikanischer Prägung, wie fast alle Dörfer, Siedlungen und Städte Neuseelands, die Atmosphäre einer gepflegten und gut ausgebauten Tankstelle versprühend, entdecken wir dann Bootsanleger, Wassersportgeräte und andere Ferienobjekte, allerdings in ruhender Manier. Hier scheint es nur an den Wochenenden zu leben.

Das Wetter schlägt allmählich um, der Himmel bezieht sich mit Wolken, ein feiner Nieselregen setzt ein, der sich zu Schauern steigert als wir Whakapapa erreichen, ein Touristenort am Eingang des Tongariro-Nationalparks. Von den angekündigten Vulkanbergen sehen wir nichts.

Übernachtung 23 km entfernt in einer einfachen Motel-Lodge.

Donnerstag, 25. Januar, Tongariro National Park.

Auf Reisen, abseits der allzu ausgetretenen Pfade finden sich oftmals interessante Menschen

ein, Einzelgänger mit wendepunktreichen Biographien, Abenteurer, schweigsame Weitgereiste. Zum Frühstück, vor 7 Uhr, sitzt mir ein deutscher Skipper gegenüber, der, so scheint es, alle Brücken abgebrochen hat und mit seiner Yacht zum zweiten Male die Welt umsegelt, wozu er sich dieses mal sechs Jahre Zeit lässt, wie ich von ihm (auf meine Nachfrage, die seine Schweigsamkeit gelegentlich unterbricht) erfahre. Zwischen seiner Wortkargheit schimmert ein netter, überaus interessanter Mensch hindurch, der diesen typischen Blick in den Augen hat, den, leicht variiert, all diejenigen haben, die viel gesehen und erlebt haben, so viel davon bereits verinnerlicht haben, dass sie über das Erlebte gut schweigen können. Es ist ein Blick, der selbst dann, wenn Dinge, die sich in der Nähe befinden, fokussiert werden, in die Ferne zu schweifen scheint, ein Blick, der selbst dann, wenn er sein Gegenüber fixiert, ferne Horizonte hinter diesem Gegenüber erblickt.

Claudia und ich beginnen von Whakapapa aus den Marsch zum Lower und Upper Tama Lake, ein Wanderpfad, der inklusive Rückweg 17 km misst. Der trotz des sonnigen Wetters eisige Westwind (arktisch kühle, regenreiche Westwinde sind typisch für ganz Neuseeland) zwingt mich in die Regenjacke und veranlasst mich, die Ohren zu verstöpseln. Der Trampelpfad verläuft in den hügeligen Tälern zwischen den zum Teil schneebedeckten Vulkanen Ruapehu (2797 m) und Ngauruhoe (2291 m), führt vorbei an einem Wasserfall, durch kalten Regenwald, durch Grasland. Schließlich sind der untere und der obere Tama Lake erreicht, das heißt erstiegen, denn auch hierbei handelt sich um türkisfarbene Seen erloschener Krater (über 1300 m). Unterwegs sind Ascheablagerungen in vielen Schichten zu sehen: ein geologisches „Tagebuch“ vergangener Ausbrüche. Gelegentlich begegnen wir anderen Wanderern, oftmals mit großen Rucksäcken beladen, deren Inhalt für Mehrtagestouren unumgänglich ist.

Der Rückweg von Whakapapa-Village zu unserer Unterkunft wartet in Form einer Straßentotalsperrung (wegen eines Unfalles, wie später zu erfahren ist) mit einer Überraschung auf. Die Alternativstrecke würde über 100 km erfordern, so dass wir zu warten beschließen. Um die Wartezeit zu überbrücken, suchen wir in Whakapapa ein Restaurant auf, in dem sich die oben erwähnte „englische“ Geschichte ereignet. Wir bekochen uns später selbst in der Küche des Motels, wo sich auch eine Gruppe von Maori-Holzfällern einfindet.

Freitag, 26. Januar, Tongariro National Park

Wegen des einsetzenden Dauerregens verschieben wir unser Vorhaben, den Tongariro Crossing zu wagen und unternehmen einen regennassen 6-km-Spaziergang durch die Wildnis hinter Whakapapa: eine feuchte Tundra-Landschaft, von Bächen durchzogen, mit Stromschnellen und Wasserfällen. Die Birkenwäldchen sind reich an Moosen, Farnen, Flechten, überdies finden sich Misteln ein, die allerdings mit Blechmänteln an den Wirtsbäumen vor den aus Australien eingeschleppten Opossums geschützt werden, welche nicht nur einige flugunfähige Vogelarten (fast) ausgerottet haben, sondern auch der heimischen Pflanzenwelt arg zusetzen. Aluminiumsilikate färben eine Stromschnelle cremegelb.

Samstag, 27. Januar, Tongariro National Park

Tongariro Crossing! - wir wagen es, trotz kühler Winde. Immerhin ist der Himmel einigermaßen

klar, zumindest anfänglich...

Der freundliche Mann, der den hiesigen Imbiss betreut, bucht uns per Funktelefon noch schnell 2 Plätze im Bus, der uns an den Ausgangspunkt der Wanderung bringen wird. Und nicht nur uns: es sind Hunderte hier unterwegs, einige mit Sack & Pack, so dass man sich fast wie auf einem urdeutschen Volkswandertag wähnt. Die beeindruckende Landschaft allerdings vertreibt solche Gedanken sogleich. Zunächst geht es wieder durch eine Tundra-Landschaft, die von Tälern flankiert wird, die einer Mondlandschaft gleichen: übersät mit Trümmern und Lava. Der Wind wird stärker und eisig, Nebel fällt in die Täler ein und verdeckt die Aussicht. Der enorm steile Aufstieg im Nebel bei eisigen Winden zwingt viele zur Umkehr. Der Wind nimmt weiter zu, überdies sieht man die Hand vor Augen nicht. Regenschauer gesellen sich dazu. Wir beschließen weiterzugehen, da die Aussicht auf einen nebligen, windigen Steilabstieg nicht tröstlich ist. Am ersten Pass halten wir uns an Kraterbrocken fest, gehen in Hocke hinter den Trümmern, da der eisige Wind einen sonst allzuleicht über den Kraterrand drücken könnte. Diese Stopps brauchen wir überdies, um Atem zu holen. Wir erreichen den South Crater, der geschützter liegt. Das Zerren des Windes lässt schlagartig nach. Als der Himmel für Sekunden aufreißt, zeigt sich eine dramatische Mondlandschaft im Zwielflicht. Weiter geht es! Auf zum zweiten Pass. Hagelschauer setzen ein, dazu Eisregen, der die Markierungen, in den Boden gerammte Pfähle, bereits mit Eispanzern überzogen hat. Wirklich beeindruckend! Die nasskalten Hosen kleben, mit eiskalten Händen wird weiter geklettert. Ein letzter Gedanke an Umkehr wird vertrieben. Der Gipfel auf dem Krater (Red Crater, 1886 m) ist erreicht, wir hocken uns dicht auf den Boden, um im Wind zu bestehen. Stellenweise ist der Boden handwarm. Eisregen peitscht über uns hinweg, zu sehen ist nichts, bestenfalls ein paar Meter weit. Erneut reißt der Himmel auf, und für einen Augenblick sehen wir die Emerald Lakes kristallgrün aufleuchten. Sogleich versinkt alles wieder in dichten Wolken. An Photos ist nicht zu denken, wir sind sehr mit uns selbst beschäftigt. Ein weiterer, etwas weniger steiler Aufstieg steht bevor, nachdem es zwischendurch am Kraterrand steil bergab ging. Mit eiskalten Händen stopfen wir unter den Kapuzen der Regenjacken, an die der Wind zerrt, Kekse in uns hinein, um dem einsetzenden Schwächeln etwas entgegenzusetzen. Nachdem der letzte Aufstieg geschafft ist, geht es bergab an der Ostseite. Der Himmel reißt auf, die Sonne erscheint und taucht die grandiose Weite der Landschaft in ein dramatisches Licht. Über Abhänge, Lavafelder, Grastäler, Vulkansteintrümmer geht der einige Kilometer lange Weg bergab. Allmählich trocknet die Kleidung. Schwefel-Wasserdampfwolken dringen aus einer Flanke des Vulkans, ein Bach ergießt sich über buntes Gestein, Schwefelwürfe sind zu sehen. Das Grasland endet, kalter Regenwald erscheint vor uns. Nach weiteren 2 Stunden ist der Punkt erreicht, an dem, wie verabredet, uns der Bus abholt. Schade, dass die Sicht gleich null war. Allerdings sind wir froh, alles heil überstanden zu haben. Eine kleine Grenzerfahrung. Das Abenteuer ruft nach Wiederholung - bei besserer Sicht!

Sonntag, 28. Januar, Tongariro National Park

...gesagt, getan. Tongariro crossing zum zweiten. Hervorragendes Wetter, blauer Himmel, der Wind ist fast still. Der Aufstieg erscheint uns diesmal erstaunlicherweise um einiges beschwerlicher als gestern! Lag es am schweren Wetter, das gestern uns voran trieb? Oder daran, dass die Steilheiten der Abhänge nicht zu sehen waren? Daran, dass die Sorge, ob die Wanderung überhaupt machbar ist, die Strapazen minderte? Grandiose Aussichten

entschädigen nun für die Mühen des Aufstieges. South Crater, Red Crater, Ngauruhoe zeigen sich in bestem Licht, in strahlenden Farben. Mondlandschaften in schwarzen, weißen, gelben und roten Farbentönen vor blauem Himmel. Die türkisfarbenen Emerald Lakes! Ein Wunder der Natur, das vom Gipfel aus nun im klaren Lichte zu sehen ist. Der Blue Lake! Wir sind gestern einige Zeit an seinem Ufer entlang gegangen, ohne ihn zu sehen. Unfassbar bei seiner Größe. Der zweite Pass, der Steilhang des Red Crater, zeigt sich uns nun in seinen wunderbaren, schroffen Formen. Schwarz und Rot dominieren das von seinen Ausbrüchen geborstene Gestein. Und erst jetzt sehen wir durch den schwefeligen Qualm hindurch die dunkle Tiefe des Abgrundes, an der wir gestern standen, uns vor dem Wind duckend, ohne etwas davon zu sehen. Heute ist uns dieser Platz gerade recht für ein Picknick mit Aussicht auf die Emeralds.

Wir nehmen zum Abstieg heute denselben Weg, den wir gekommen sind, da wir nicht mit dem Bus zu unserer Lodge zurückkehren werden, sondern weiterreisen wollen zur Ostküste der Südinsel. Bevor wir das schöne Tundra-ähnliche Flusstal erreichen, schenkt uns Ngauruhoe einen seiner seltenen, großartigen Auftritte: Er lässt die Wolken an sich vorbeiziehen, die sonst sein Haupt dauerhaft bedecken und zeigt seinen Gipfel, seine rötlichen und schwarzen Flanken vor blauem Himmel. Eindrucksvoll beherrscht er die Szenerie, thront er über den Lava- und Aschefelder vergangener Katastrophen. Und noch ein Abschiedsgruß: auch Ruapehu leuchtet von weitem mit klaren, schneebedeckten Gipfeln. Bei einem seiner letzten Ausbrüche, 1973, donnerte eine riesige Welle aus Kraterseewasser und Lava zu Tale, Ascherregen bedeckte das Umland (Der vorerst letzte Ausbruch war 1995). Diese Wanderung wird immer wieder neu und anders sein, egal wie oft man sie unternimmt, die Vulkane formen in kleineren oder größeren Ausbrüchen die Landschaft um, die Landschaft ist eine andere, je nach Witterung. Ja, ich muss sagen: es ist eine Abstraktion, Landschaft und Wetter getrennt zu betrachten. Die gestrige Wanderung und die heutige: es ist, als wären Zeiten und Kontinente dazwischen, nicht wiederzufinden sind gestrige Eindrücke, das heute Gesehene ist nur so, wie es ist, in dieser Witterung. Morgen, oder bei einem Wetterwechsel wird wieder alles anders sein. Und in einigen Jahren, wie werden die Gipfel aussehen? Neue Brüche, Risse, Aufwürfe, Lawinen? Man steigt nie, so Heraklit, zweimal in denselben Fluss. Und so besteigt man auch nie zweimal denselben Vulkan.

Wir fahren weiter, das heißt zurück zum Lake Taupo, von dort aus wenden wir uns östlich. Das Hügelland, bestellt mit Weide- und Holzwirtschaft, ist von abendlicher Sonne warm und mild illuminiert. Von Ferne grüßen einmal noch die schneebedeckten Höhen des Ruapehu mit blauer Silhouette, dann locken andere Ausblicke und ein Wasserfall unsere Aufmerksamkeit. In Serpentinaen zieht sich die Straße gen Osten, bis die Küste und damit Napier und Havelock North erreicht sind.

Montag, 29. Januar, Havelock North und Napier.

Wir besuchen die hiesige WELEDA (WELEDA Neuseeland, bestehend seit 1955), wo eine Dänin uns durch die Gebäude führt. Neben den Labors aus jüngerer Zeit befindet sich die Verwaltung, untergebracht in einer wunderschönen, herrschaftlichen viktorianischen Villa von Anno '05. Die Villa ist von einem Garten umgeben, in ihrem Inneren finden sich hohe Stuckdecken, Kamine, Spiegel und Bedienstetenzimmer mit eigenen Aufgängen, an der Frontseite eine Veranda und Balkone. Die Bedienstetenzimmerchen liegen zwar auf derselben Etage, aber - very british -

zwei Stufen unter dem Niveau der herrschaftlichen Räume. Welch ein Bauaufwand, um soziale Strukturen architektonisch zu visualisieren! Bei der kleinen WELEDA hier scheint es hingegen eher familiär zuzugehen. In Form des WELEDA-Kalenders, der unabhängig von mir bis in diese südliche Breiten gereist ist, treffe ich überdies hier auf Spuren eigenen Schaffens. Ähnlich wie ihre deutsche Schwester, hat auch die WELEDA Neuseeland zu kämpfen mit allerlei restriktiven und unsinnigen Vorschriften seitens der Regierung, Vorschriften, die der ungeliebten und daher unverstandenen anthroposophischen Medizin das Überleben erschweren sollen. Hier wie dort kaufen die Lobbyisten der großen Pharmakartelle sich vermutlich ein bei den entsprechenden politischen Entscheidungsträgern, und dementsprechend sehen dann die Richtlinien auch aus.

Martin Walker, Mitarbeiter der WELEDA Schwäbisch Gmünd, hält sich gerade in der neuseeländischen WELEDA auf. Er nimmt sich Zeit für uns und zeigt uns in der Umgebung Reste ursprünglicher Wildlandschaften, die an die Zeit vor der Besiedelung und dem damit verbundenen Umbau der Landschaft durch die Europäer erinnern. Anschließend führt er uns durch die Art Deco-Stadt Napier. Diese Stadt wurde 1931 durch ein Erdbeben völlig zerstört, anschließend aber sofort wieder aufgebaut in einem einheitlichen Stil: im Art Deco amerikanischer Prägung. Das stilistisch geschlossene Stadtbild gefällt. Nach Tagen in der Natur kann solch ein Städtchen, das mit frischem Fisch und gutem Wein verwöhnt, auch wieder einmal ganz angenehm sein.

Dienstag, 30. Januar, Überfahrt Wellington - Picton.

Bei schönem Wetter fahren wir die restlichen 300 km gen Süden bis zur Hafengroßstadt Wellington, wo wir auch ohne die uns mehrfach eindringlich angeratene Vorbuchung noch einen Platz für uns und unseren Leihwagen (Toyota Echo) auf der Nachmittagsfähre erhalten. Wir verbringen die Überfahrt auf dem Deck des Schiffes und erleben von dort aus die Einfahrt des Schiffes in die „Sounds“, ein Fjordgelände, bewaldet, mit vielen Buchten und mit vielen Inselchen bestückt. In der kleinen Hafenstadt Picton beziehen wir unsere Unterkunft auf einem Motel-Campingplatz

Mittwoch, 31. Januar, Nelson und Abel Tasman National Park.

Das schlechte Wetter in Picton lässt uns darüber nachdenken, ob wir uns gegen Osten oder Westen wenden sollen. Die Damen des Tourist Information Center belehren uns darüber, dass einige Kilometer weiter das Wetter schon ganz anders sein kann; ein Telefongespräch zum Abel Tasman National Park tut ein übriges, uns zu veranlassen, nach Nelson, also in nordwestlicher Richtung, weiterzufahren. In Picton, das in einem Tal am Ende der Sounds liegt, hängt das Wetter vermutlich noch länger fest, während es gegen Nordosten bis Nelson tatsächlich aufklart. Die Fahrt zeigt uns bewaldete Küstenhügelketten, dazwischen die feuchten Wetlands mit ihren reichen Vogelpopulationen. Nelson selbst ist eine sehr lebendige und hübsche Yachthafenstadt mit älteren viktorianischen Bauten, in denen zumeist Hotels oder Bistros untergebracht sind. Gut vorstellbar, dass so mancher Tourist hier ein paar Tage

verweilen möchte. Uns aber zieht es weiter, da wir bei Licht noch einen sehr abgelegenen Campingground in der Wildnis des Abel Tasman National Park zu erreichen gedenken (Totaranui). Zunächst gilt es wieder einmal, einen Gebirgspass mit scharfen Steilkurven zu überqueren. Grandiose Ausblicke über die Küstenlandschaft auch hier. Nach einem längeren Stück Schotterpiste durch den Regenwald erreichen wir Totaranui im nordöstlichen Abel Tasman National Park. Aus einer Allee europäischer und einheimischer alter Bäume kann leicht auf die ehemalige Siedlung der ersten Europäer geschlossen werden, die einstmals diesen Ort bedeckte. Damals war dieser Ort ausschließlich von See her zu erreichen, die Siedler waren also fast von der Außenwelt abgeschnitten und mussten sich arrangieren mit der Umwelt. Sozialen Spannungen konnten sie nicht ausweichen, sie waren völlig voneinander abhängig. Überdies belehrt uns der Reiseführer darüber, dass die Kontakte zu den Ureinwohnern, den Maoris, alles andere als friedlich waren. Alte Photos, die vor Ort einsichtig sind, zeigen mit der ihnen innewohnenden Atmosphäre das Leben, die Ruhe, aber auch die Probleme dieser ersten Siedler. Was treibt den Menschen zu solcher Pionierarbeit an, die über alles mühsam, wenig einträglich und dabei voller Gefahren ist? Im Gegensatz zu der Besiedlung Australiens, welches ja einst ein Gefängnisvorhof Englands war, kamen die ersten Europäer ja überwiegend aus freien Stücken nach Neuseeland.

Ich meine zu erinnern, dass die Bucht, dass der Strand von Totaranui „Golden Bay“ heißt; - wenn nicht, dann müsste er jedenfalls so benannt werden: Die Bucht zeigt sich türkis in dem milden Abendlicht der Sonne, die hinter der Hügelkette, die diese von der nächsten Bucht trennt, versinkt, und der gelbliche, von dem absolut klaren Meereswasser einer Flut-Tide überspülte Sand nimmt eine Tönung an, die ihn wie reinstes Gold erscheinen lässt. Verschiedene Möwenarten und ein paar Taucherenten finden sich ein und begleiten die Fischer, die mit Netzen am Strand hantieren. Eine Segelyacht, die in der Bucht vor Anker gegangen ist, lässt das Idyll perfekt werden. Jedes Reisebüro wäre stolz auf solch ein Plakatbild. Das Schönste an allem aber ist: hier ist eigentlich überhaupt nichts los. Und würde man die paar Anwesenden als störend empfinden, ließe sich schnell eine andere Bucht aufsuchen, gleich um die Ecke. Vor dem Zelt tummeln sich noch ein paar flugfähige Pukekos, Ureinwohner dieser Insel, um das Idyll vollends abzurunden. Vor dieser Kulisse lässt sich nun gemächlich, ohne innere Unruhe, der Trangia-Survival-Spiritus-Kocher anwerfen, um das Abendbrot mit Tee zu bereichern. Der Abend beschert uns die Stimmen exotischer Vögel und einen sternklaren südlichen Sternenhimmel, der die Brandung des Meeres überschirmt. Und die Sandflies, Miniaturvampire, die für ätzend juckende Stiche verantwortlich sind. Aber ein Paradies ohne Widersprüchlichkeit, ohne einen kleinen Reibungspunkt, das wäre doch auch nichts, oder? Eine lindernde WELEDA-Salbe (Combudoron, sehr beliebt in Neuseeland) mildert die Folgen der heimtückischen Angriffe.

Donnerstag, 1. Februar, Totaranui, Abel Tasman National Park.

Eine Wanderung führt uns auf den 400 Meter hoch gelegenen Look out des Gibbs Hill, von wo aus man wunderschöne Ausblicke hat auf die türkisenen Buchten mit ihren goldenen Stränden, Ausblicke auf ein unglaublich blaues Meer, in welchem in der Ferne einige Inseln auszumachen sind. Den ganzen Tag über begleitet uns das Gezirpe großer Grillenkäfer, die ihrem Schnarren noch ein sehr eigentümliches, rhythmisches Klopfen hinzufügen. Besonders in den Hohlwegen ist das Gezirpe zehntausender Grillenkäfer so laut, dass ich mehr als einmal versucht bin, mir

mit beiden Händen die Ohren zuzuhalten. Diese ca. 5 Zentimeter großen Tierchen mit schöner Zeichnung auf dem Rücken lassen sich seltsamerweise in dem Buschland kaum entdecken, sie tummeln sich aber offensichtlich in Reih und Glied auf den Strommasten. Was finden sie gerade dort? Ist es das leise, kaum merkliche Sirren der Leitungen?

Eine weitere Wanderung führt uns durch ein einzigartiges Stück ursprünglichen Dschungels, der an den Hängen der Küstenberge gelegen ist und direkt an den Stränden endet. Hihav-Palmen, Farnbäume, verholzte Lianen, Pananibäume, die zum Teil auf den starken Ästen anderer Baumriesen wachsen. Abrupt endet dieser Wald, geht in Buschland über, das die Spuren der ersten Siedler, also die Lücken, die durch Brandrodung entstanden sind, allmählich wieder schließt.

Am Ende dieses Wandertages wird dann gebadet am goldenen Strand, gebadet im erstaunlich kühlen Wasser des Pazifiks.

Freitag, 2. Februar, Westküste.

Dieser schöne Ort lädt wahrlich zum Verweilen ein, wir aber entschließen uns, dennoch weiterzufahren. Neues, anderes wollen wir sehen, obwohl es sicher sinnvoll gewesen wäre, die hier erlebten Eindrücke zu vertiefen, indem Ähnliches in weiteren Variationen erlebt wird. Allein, es ist der ewige Mangel an Zeit und die Neugier, die uns weiterrückt. Wird irgendwann diese innere Unruhe besiegt sein? Werde ich je an einem Ort ohne diese innere Unruhe verweilen können? Wohl nur dann, wenn es an einem solchen Ort etwas mich Bewegendes zu tun gäbe. Womit ich wiederum in Bewegung wäre, wenn auch in eingeschränktem Maße. Ruhe und Rast sind mir fremde Eigenschaften, Eigenschaften, um die ich gelegentlich andere beneide. Vielleicht werde ich eines fernen Tages an einem Flussufer sitzen, in die untergehende Sonne schauen und verweilen können, ohne etwas anderes zu wollen, als eben nur anwesend zu sein. Bis dahin, bis zu diesem Zustande scheint es mir aber noch ein langer Weg zu sein. Noch treibt mich ein Wahrnehmungsdurst in die (Ober-) Flächen, nicht in die Tiefen des Daseins. Vielleicht muss ich erst ein weites Feld abgesteckt haben, um dem Bedürfnis nachgeben zu können, in die Tiefe zu graben. Es ist darüberhinaus auch eine Signatur der Zeit, dass der Mensch in die Fläche, nicht in die Tiefe dringt. Liest man die Naturbeschreibungen Heckels, Humboldts, Goethes, Davincis und anderer Entdecker, so ist man leicht beschämt über die eigenen oberflächlichen Anschauungen der Vorgänge und Dinge. Allein die Grillenkäfer;- wie viel wäre über diese Erscheinung noch zu untersuchen, zu beschreiben und zu fragen gewesen! Wir aber wissen nicht einmal ihren zoologischen Namen, geschweige denn ihre Funktion im ökologischen System. Nicht ein genaueres Interesse an den „offenbaren Geheimnissen“ dieses Ortes, ja nicht einmal der weitere sinnliche Genuss kann mich länger halten an dieser wunderbaren Bucht; - es zieht mich weiter, hin zu anderen oberflächlichen Betrachtungen. In diese Wehmut über die eigene Unfähigkeit zu genauerer Betrachtung mischt sich der leise und unerfüllbare Wunsch, man könnte später einmal langsam durch all das Erlebte hindurch gehen und alles noch einmal, ganz genau und ohne Zeitmaß anschauen. Den Film des Lebens anhalten, einige Bilder herausnehmen und lange, lange und von allen Seiten betrachten, sie behutsam öffnen, in ihr Inneres schauen, ihre Verbindungen zueinander betrachten. Das wäre Erkenntnis, die das Gemüt glücklich stimmte, dem Gemüt Ruhe gäbe durch große Tiefen, nicht durch weite Oberflächen. Ist das erreichbar in dieser Zeit?

Ich bin entschlossen, auf Tiefe zu verzichten, wollen weitere Oberflächen erkunden und brechen auf in Richtung Westküste. Die Bundesstraße verläuft in großen Strecken parallel zum Buller River, der uns durch europäisch anmutende, landwirtschaftlich bestellte, dennoch schöne Gegenden führt. Die Westküste ist völlig anders als die milden, türkisblauen, goldenen Buchten, die wir des morgens verließen: felsig und schroff, mit einer „atlantisch“ anmutenden Brandung, unzugänglich, wild. In einem dramatischen spätnachmittäglichen Licht zeigen sich die Pancake Rocks, die, wie der Name schon ahnen lässt, aus felsigem Schichtgestein bestehen, Felstürme, die der tosenden Brandung trotzen, die mit gewaltiger Kraft das Wasser in die sogenannten blowholes, Steinkanäle, drückt, von wo aus es in 10-Meter-Fontänen herausschießt. Der Anblick dieses Naturwunder entschädigt für das Verlassen der paradiesischen Nordküste des Abel Tasman National Parks. Der mitgeführte Photoapparat, den die alten Entdecker nicht hatten, hält natürlich wieder einmal davon ab, intensive, genaue, schriftliche oder zeichnerische Beschreibungen der erlebten Szenerie zu geben. Die allgegenwärtige Technik verstümmelt den Menschen Tag um Tag, nimmt ihm an sinnlicher Erfahrung, was sie ihm im Tausch dazu an Bequemlichkeit gibt. Doch wer vermag sich diesem Zirkel zu entziehen? Selbst wer durchschaute, dass jeglicher Fortschritt ebensoviele Vorteile wie Nachteile mit sich führt, könnte nicht stehenbleiben in einem einmal erreichten Status Quo. In einem System, in welchem alles in Bewegung ist, kann es keinen Stillstand geben, allenfalls Gebiete geringerer Geschwindigkeit. Der aber vielleicht doch mögliche Ort eines Stillstandes, eines Innehaltens, der Ruhe, müsste das Zentrum allen Geschehens sein, und vielleicht ist es das, was wir als das Göttliche bezeichnen. Dieses Göttliche, so belehren uns weisere Menschen, kann, - wenn überhaupt - nur durch eigenes Innehalten, durch innere Ruhe erreicht werden. Davon aber scheint unsere Art der Lebensführung weit entfernt zu sein.

In weniger schwere Gedanken gehüllt, in einem langen Gespräch mit zwei ebenso alten wie fidelen Neuseeländerinnen beschließen wir den Abend. Vor unserem Zelt findet sich ein Weka, ein hühnergroßer, flugunfähiger Laufvogel ein. Wie einige seiner verwandten Ureinwohner, das bekannteste Beispiel ist der langschnabelige Kiwi, ist er so gut wie ausgerottet worden durch eingeschleppte und ausgewilderte Hunde, Katzen, Marder und Opossums. Mittlerweile sind Reservate auf abgelegenen Inseln für diese bedrohten Vögel geschaffen worden. Ihre Eier werden gesammelt, die Küken aufgezogen und später wieder freigesetzt. Das Kükenstadium ist das der größten Gefährdung: bei einigen Arten überleben 95% der Jungvögel dieses Kinderstubenstadium nicht.

Samstag, 3. Februar, Franz Joseph Gletscher.

Und weiter führt die Fahrt nach Süden, entlang der wild-exotischen Westküste. Die gut ausgebaute Bundesstraße verengt sich gelegentlich an längeren einspurigen Brücken, die sich die Autofahrer mit der Eisenbahn teilen müssen. Viele Zwischenstopps an Flusstälern laden zum Verweilen an, bis wir schließlich den Franz Joseph Gletscher erreichen, der, bereits von Ferne sichtbar, sich aus den alpinen Hochlagen hellblau in die üppige Regenwald-Vegetation eines Flusstales hineinschiebt (mit beachtlichen 10 km Länge). Durch ein weites Gerölltal mit einem reißenden Fluss, der vom Gletscher gespeist wird, nähert man sich dem Gletscher. Am Ende der Wanderung, am Fuße des Gletschers, steht man seinem Gewölbe gegenüber, sieht die Risse und Spalten, sich türmende Formationen und Mauern aus Eisschnee, die in den Wolken

entschwinden. Die Länge der hiesigen Gletscher schwankt um einige Kilometer in Jahrzehnten; - ein solcher Gletscher kann bis zu einen Meter pro Tag gewinnen oder verlieren.

Sonntag, 4. Februar, Fox Gletscher und Wanaka.

Ähnlich wie gestern nähern wir uns auch dem Fox-Gletscher durch ein weites, kieseliges Flusstal, in welchem sich sehr schöne, marmorierte Gesteine finden. Auch das hellblaue Gewölbe dieses Gletschertores ist eindrucksvoll. Dem länger Verweilenden wird auffallen, dass gelegentlich Eisabgänge vom Gewölbe in den Fluss fallen, was einige Touristen nicht daran hindert, die Absperrungen zu übersteigen.

Wir fahren weiter nach Süden, immer entlang der Westküste, die sich heute verregnet zeigt, bis nach Haast, vorbei an weiten, kieseligen Flüssen, Weidelandschaften, kalten Regenwäldern. Die alpinen Ausläufer, die sich bis an die Küste vorschieben, sind verantwortlich für die „winding road“ - Abschnitte, die zwar unübersichtlich sind, aber schöne Ausblicke zeigen (vom Wetter einmal abgesehen).

Nach jeder Kurve eine Überraschung, hinter jedem Berg ein neues Land! Von Haast aus geht es südöstlich landeinwärts, immer entlang dem River Haast, der sich ebenfalls ein großes Flussbett in die Landschaft gegraben hat. Nachdem der Haast-Pass überwunden ist, ändert sich das Wetter schlagartig: es wird sonnig und warm, das Land wird karger, gebirgiger, schroffer. Der kalte Regenwald macht Platz für Steppe und Buschland. Wir erreichen die großen Seen, die von der Straße aus eindrucksvoll zu überblicken sind, sich lang erstrecken vor den Gebirgskulissen. Lake Wanaka zeigt sich besonders schön. Für uns Europäer ist es nicht fassbar, dass diese großen Seen absolut menschenleer sind: keine Surfer, Segler, Angelboote, nichts. In Wanaka-City suchen wir ein Motel auf, welches zwischen Schafweiden liegt. Filmreif rundet ein letztes Bild den Tag ab: ein gold-sonniges, spätabendliches Licht fällt auf grasende Schafe, die in einer parkähnlichen Weidelandschaft vor den blauen Flanken und schneebedeckten Gipfeln der Berge stehen. Eine Realität, die uns wie die inszenierte Wirklichkeit eines Gemäldes erscheinen will, Inbegriff von Ruhe und Friedlichkeit.

Montag, 5. Februar, von Wanaka über Queenstown nach Te Anau.

Allein an diesem Ort hätte es sich gelohnt, Tage zu bleiben, Wanderungen zu unternehmen, sich am See aufzuhalten; - indes, es zieht uns weiter nach Süden. Über eine Nebenpiste mit allerlei Steilkurven fahren wir nach Queenstown; das Land mutet hier fast australisch karg an mit seinem trockenen Grasland. Im krassen Gegensatz dazu steht das quirlige Queenstown, ein Touristenort, der malerisch an einem großen See gelegen ist inmitten eines Gebirgskessels. Von hier aus starten Bootstouren und Wanderungen, der Abenteuertourist mietet Flugzeuge oder Hubschrauber, fährt mit Gummiflößen über die Gebirgsflüsse, gibt sich dem Bungeespringen hin, mietet Ballontouren oder, letzter Hit: wagt das sky diving. Hierbei springt man, an einem Gummiseil hängend, aus einem Hubschrauber, der durch das Gebirge fliegt. Spielhöllen, Kneipen und anderes mehr runden das Bild ab. Nach der Mittagspause entfliehen wir dem Rummel, fahren weiter südlich, später östlich nach Te Anau. Teepause in der Wildnis an einem stillgelegten Bahnhof aus älteren Tagen. Auf der Weiterfahrt geraten wir in einen gigantischen

Schaftrieb mit Tausenden von Tieren. Ein Teil der Herde gerät außer Kontrolle, sondert sich ab und muss mit motor-trikes und Hunden mühsam wieder der Hauptherde zugetrieben werden. Wir stehen auf der Straße, quasi mitten in der Herde, umgeben von unzähligen wolligen, galoppierenden Tieren.

Die hügelige Landschaft vor Te Anau ist zum Teil mit red tussock-Gras bestanden, was diese Gegend fast nordamerikanisch erscheinen lässt. Unterstützt wird dieser Eindruck durch ihre Weite, ein Phänomen, das wir als Mitteleuropäer entbehren müssen.

Te Anau selbst ist ebenfalls an einem riesigen See gelegen, dem Lake Te Anau, der wegen seiner Tiefe (über 400 Meter!!!) das größte globale Süßwasserreservoir bildet.

Dienstag, 6. Februar, Milford Sound.

Bei herrlichem Wetter starten wir in einen unbeschreiblich schönen Tag, der uns zum „Wahrzeichen“ Neuseelands führen wird, dem gebirgigen Fjord Milford Sound. Allein die Autofahrt dorthin, über 120 km in nördlicher Richtung, ist voller überraschender Eindrücke: Aussichtspunkte mit grandiosen Blicken auf die alpine Bergwelt mit ihren schneebedeckten Höhen, Wasserfälle und Stromschnellen, Schluchten, nature walk-Spaziergänge durch Regenwälder, die an glasklaren, die Berge spiegelnden Seen liegen. Am Landende des Milford Sounds liegt der Bowen-Wasserfall, der zu den größten und wunderbarsten Wasserfällen zählt, die ich überhaupt je gesehen habe. Seine Kaskaden fallen ab auf über 160 Meter Felswand und bilden die eindrucklichsten Formen aus Wasser und Gischt. Die Sonne durchstrahlt diese Gischt und lässt die Erscheinung noch eindrucklicher werden. Einige Schritte entfernt liegt ein halb verfallenes Grab eines Arbeiters von 1894;- ein Grab vor einem Wasserfall in grandioser Wildnis - wer könnte umhin, an die Gemälde Caspar David Friedrichs zu denken?

Eine 2 1/2 stündige Bootsfahrt (mit einem ehemaligen Segler-Zweimaster) führt uns durch den Fjord bis an dessen Ende, der „Mündung“ in den Pazifik. Steile Feldwände mit Wasserfällen, baumbestandene Abhänge und vorgeschobene Felsen mit lagernden Pelzrobberfamilien säumen unseren Weg. Der Fjord ist bis zu 440 Meter tief (!), ausgeschürft durch die Gletscher der letzten Eiszeit, während die Steilhänge sich bis auf 1700 Meter Höhe hinaufziehen. Schon während der gestrigen Fahrt nach Te Anau waren einige Berge augenfällig, die unvermittelt steil, ja fast rechtwinklig aus den Ebenen heraus sich auftürmten.

Die Rückfahrt mit dem Auto nach Te Anau beschert uns auf einem Parkplatz ein niedliches Erlebnis: Eine grün gefiederte Schar Keas, weltweit die einzige alpine Papageienart, ist dabei, einen VW-Bus „auszuplündern“. Allerlei Utensilien werden aus dem Bus heraus geschleppt, dann spielen die großen Vögel mit den Dingen, sehr zur allgemeinen Belustigung der Anwesenden. Überdies sind diese Vögel dafür bekannt, Gummiteile von den Autos zu reißen (Dichtungen, Scheibenwischer). Die Reize der Landschaft sind während der Rückfahrt wiederum in ein friedliches goldenes Abendlicht getaucht.

Mittwoch, 7. Februar, Te Anau.

Und einmal noch geht es zum Milford Sound, diesmal per Wasserflugzeug (Cessna 602, Sportflugzeug, einmotorig). Es ist gut, die gestrigen Eindrücke zu vertiefen, die Szenerie jetzt

noch einmal von oben zu sehen, so dass sich uns die wundervolle Landschaft mit ihren vielen Berggipfeln und Höhenzügen, Pässen, Seen und Flüssen in einem Gesamtzusammenhang darstellt.

Wieder gelandet, besuchen wir einen Vogelpark in Te Anau. Zu sehen sind bedrohte einheimische Tiere, vor allem Papageien und flugunfähige Vögel. Hinter dem Vogelpark ist ein weiteres parkähnliches Gelände, eigens dafür angelegt, einheimischen Vögeln die Überwinterung zu erleichtern.

Nach der Mittagsrast geht es per Boot quer über den Lake Te Anau. Auf der anderen Seite des Sees, nach 10 Kilometern Fahrt, erreicht man die berühmte Glühwürmchenhöhle. In den riesigen Kalksandsteinkathedralen finden sich Flüsse, Stromschnellen und Wasserfälle. Durch die Grotten wird man mit einem Boot gefahren, auch in die Hauptgrotte hinein: Dort wähnt man sich wie unter einem hell erstrahlten Sternenhimmel! Trotz der teilweise großen Höhe der Grottendecke ist das Licht Zehntausender „Glühwürmchen“ erstaunlich hell. Die Larven sondern eine phosphorizierende Flüssigkeit ab, um Insekten anzulocken. Das Geheimnis dieses Höhlensystems war schon den Maori bekannt, doch ging das Wissen darum verloren. Ein Neuseeländer hat 10 Jahre seines Lebens mit der Aufgabe verbracht, diese Höhle wiederzufinden; - nun steht sie als Naturwunder dem Tourismus offen.

Das abendliche Mal serviert uns wieder ein italienisches Restaurant. Daneben liegt ein Souvenirladen, der noch am späteren Abend Hochbetrieb zeigt, was unsere Neugier auf sich zieht. In dem Laden drängeln sich die Japaner, was bei genauerem Hinsehen nicht wundert: das Geschäft wird auch von Japanern geführt.

Donnerstag, 8. Februar, Southern Scenic Route von Te Anau nach Dunedin.

Southbound again! - Weiter geht es in den Süden, an die Südspitze des Landes. Wir haben uns für die „southern scenic route“ entschieden, eine Strecke abseits der Hauptstraßen, die zum Teil über längere Stücke von Schotterpisten führt. Der südliche Teil des Landes bis Invercargill mutet wieder sehr europäisch an, fast ostfriesisch oder holländisch: eine agrarisch geprägte Felder- und Wiesenlandschaft mit schönen Küstenabschnitten. Die Mittagspause verbringen wir in Invercargill, das uns im Gedächtnis bleibt, weil seine Hauptstraßen aus unerfindlichen Gründen noch weihnachtlich dekoriert sind. Wie alle „größeren“ Städte verfügt auch Invercargill über sehr gemütliche und originelle Cafe-Bistros. Von dort aus geht es zum Slope Point, die südliche Festlandspitze Neuseelands, ein windiger Ort über Steilklippen, unter welchen die Brandung tobt. Auf der Nebenstrecke Richtung Osten genießen wir immer wieder Ausblicke auf den anbrandenden Südpazifik. In einer Bucht finden sich versteinerte Bäume aus Urzeiten. Dieselbe Bucht wird von überraschend großen Algen überschwemmt, deren Bänder oft über 60 cm breit und viele Meter lang sind. Einige Stücke finden wir getrocknet vor; - diese sind schwer und verholzt, zeigen sich in Gelb-, Braun- und Orangetönen, bilden erstaunliche, fast schädelförmige Gestalten aus, wie man sie nur an sehr alten Bäumen vermutet. Nun, an der südöstlichen Seite des Landes, bieten die von vielen Seevögeln bewohnten Buchten wieder türkisfarbene Schauspiele von Wind, Wasser und Untergrund. Am Ende der „southern scenic route“ erreichen wir Dunedin.

Freitag, 9. Februar, Dunedin und Christchurch.

Nach Stadtbesichtigung und Frühstück in der beschaulichen City von Dunedin treten wir die lange Fahrt nordwärts nach Christchurch an. Diese Strecke ist ausnahmsweise wenig spektakulär, verläuft parallel zur Küste und ist landwirtschaftlich geprägt. Zur linken Hand bieten sich immer wieder Aussichten auf die Berge an, die flach abfallen zur Pazifikküste hin. Am Strand von Moeraki liegen aus noch einigermaßen unklarer Ursache die berühmten „boulders“: es handelt sich um eine Ansammlungen von Quarzitkugeln mit über einen Meter Durchmesser, die vom Meer aus der Steilküste herausgewaschen wurden. Warum dieses seltsame Naturphänomen nur hier auftritt, ist ungeklärt. Die naturwissenschaftlichen Erklärungen, besser gesagt: - Spekulationen - dazu sind dabei fast weniger einleuchtend als die Maori-Mythen, die von sagenhaften (Halb-)Götter-Vorfahren berichten, denen Früchte aus einem Obstkorb abhanden kamen, welche schließlich am Strand versteinerten.

Schließlich erreichen wir Christchurch, wo es nach dem Stadtbummel das verspätete Mittagmahl gibt. Christchurch zeigt sich sehr lebendig, dabei sauber und aufgeräumt. Postmoderne Alu-Stahl-Architektur steht neben herausgeputzter Viktorianik, was manchmal etwas unglücklich kombiniert erscheint. Am frühen Abend fahren wir noch 100 km weiter und erreichen das Dorf Cheviot. Wir mieten uns ein in ein versteckt am Dorfrand gelegenes Motel, das von einer jungen holländischen Einwandererfamilie geführt wird. Die letzte noch freie Unterkunft ist ein alter Knast aus der Siedlerzeit, liebevoll und behutsam restauriert und hergerichtet. Sofort ist klar: auch dieses ist ein Ort, an dem man Tage verweilen möchte. Der Blick vom Bett durch das offene Fenster schweift über Berge, vom Sonnenuntergang zart beleuchtet, über davor gelegene Schafweiden, auf denen auch einige Reiher sich einfinden. Wiederum ein Ort der Ruhe und des Friedens...

Samstag, 10. Februar, über Kaikoura zurück nach Picton.

Wir erfahren von unserem holländischen Gastgeber noch einiges über das Leben in Neuseeland, wie es sich darstellt aus Einwandererperspektive. Auch er entfloh der mitteleuropäischen Enge, um sich hier etwas Neues aufzubauen, was ihm in hervorragender Weise auch gelungen ist. Ein mehr als nur empfehlenswerter Ort für jene, die die Stille suchen. Wir tragen uns allerdings bereits mit weiteren Zielen: es zieht uns weiter nördlich in das Touristenstädtchen Kaikoura, wo wir angemeldet sind für eine whale-watching-Bootstour. Auch Kaikoura entpuppt sich als wunderbarer Ort; - kein Naserümpfen über das stark frequentierte Touristenstädtchen ist angezeigt angesichts der Dinge, die es hier zu bestaunen gibt. Zunächst ist eine Felsformation augenfällig, die sich in vielen Scheiben auftürmt, bevor sie am Meer endet. Gleich um die nächste Ecke wartet eine weitere große Überraschung: man erreicht nach einem Barfußmarsch über ein Felsplateau eine große Seelöwenkolonie. Den beachtlich großen ausgewachsenen Tieren, die in der Sonne dösen und den possierlichen, aufgeweckten Kleinen darf man sich vorsichtig bis auf wenige Meter nähern. Es ist eine geschützte Kolonie, die wohl fast einmal ausgerottet war, wie so viele andere auch an den Küsten Neuseelands. Angesichts dieses beeindruckenden Lebens der Seelöwen ist es mir unverständlicher denn je, wie primitive und rohe Gesellen für ein paar lumpige Dollar mit Äxten und Hacken auf die Tiere losgehen konnten. Wie stumpf, wie primitiv muss eine Menschenseele sein, um hier, in diesem Naturwunder, als

Schlächter auftreten zu können? Unfassbar.

Am Nachmittag gibt es ein weiteres marines Wunder zu bestaunen: Wale. Ein Boot bringt uns und 50 andere Interessierte bei sonnigem Himmel und ruhiger See vor die Küste. In ganz erstaunlicher Nähe zum Strand treffen wir nacheinander auf drei Wale, die jeweils eine Viertelstunde im Wasser dümpeln, Wasserfontänen ausblasen, um dann plötzlich abzutauchen, wobei sie - ein bekanntes Bild - ihre große Heckflosse aufstellen. Sie werden dann bis zu 45 Minuten unter Wasser bleiben. Einige der Wale kommen bis zu 50 Meter an den Strand heran, so dass sie mit bloßem Auge von dort aus schon sichtbar sind. Die Wale äußern charakteristische Grunzlaute, die mit einem Bordmikrofon aufgenommen werden; - die Skipper wissen so, wo welcher Wal ist und können die Touristen gezielt zu ihnen bringen. Die Wale scheinen dieses Spiel bereits gut zu kennen: sie lassen die Boote sehr dicht an sich herankommen. Die Reiseleiter kennen „ihre“ Wale und haben ihnen Namen gegeben. Im Gegensatz zu anderen Ländern ist vor den Küsten Neuseelands jeglicher Walfang strikt verboten. Einer der Reiseleiter hat früher bei einem Wal-Rettungsdienst gearbeitet und kann sehr bewegende Geschichten erzählen über gestrandete und in Netzen verhedderte Wale, die es zu befreien galt. Es ist schon seltsam zu erfahren, welcher Aufwand hier betrieben wird, um die Wale zu schützen, während nicht weit von hier mit dem gleichen Aufwand erbarmungslose Massaker angerichtet werden. In spätestens 50 Jahren werden, so vermutet der Tourguide, die Wale ausgerottet sein, nicht allein wegen der Bejagung (die noch zunimmt, da jetzt die Chinesen auch noch groß in das Geschäft einsteigen und sich genauso wenig an internationale Absprachen halten wie die Japaner, Norweger, Russen und Amerikaner), sondern auch wegen verschiedener Stressfaktoren, die die Wale daran hindern, Nachwuchs zu haben. Überdies ist der Bestand gefährdet durch den durch Inzucht schmelzenden Genpool. Das Wasser hiesiger Meere ist, nebenbei bemerkt, von außerordentlicher Klarheit und Sauberkeit im Vergleich zu den vermüllten Gewässern der Nord- und Ostsee, des Mittelmeeres und vor allem des Schwarzen Meeres.

Zurück von Bord machen wir uns auf den weiteren Weg nach Norden. Eine enge Straße führt in Serpentinaen entlang der Steilklippen. Unterhalb einer Klippe entdecken wir eine weitere große Seelöwenkolonie. Die Flut hat hier Becken aus den Felsen ausgewaschen, in denen sich ganz kleine Seelöwenjunge tummeln, vielleicht um spielend ihre Schwimmfähigkeiten zu verbessern, während ausgewachsene Löwenbullen sich anbrüllen und aufeinander losgehen. Revierkämpfe? Streit um Führungsrollen? Auf einigen Felsen im Meer sind Scharen von Vögeln zu sehen, die unseren Kormoranen ähneln.

Wir erreichen den Norden der Südinsel und finden eine südaustralische, karge, hügelige, steppenartige Landschaft vor, bewachsen mit kurzem, gelbem Gras. Ein ganzer Landstrich ist schwarz: verbrannt von Buschfeuern.

In Picton suchen wir dasselbe Motel auf, in welchem wir bereits bei unserer abendlichen Ankunft auf der Südinsel genächtigt hatten. Der erfreute Manager erkennt uns sogar wieder und weiß, dass wir vor einiger Zeit schon einmal eine „cabin“ bewohnt haben.

Sonntag, 11. Februar, von Picton nach Wellington und weiter bis zur Coromandel Peninsula.

Mit der Frühfähre um 5 Uhr morgens verlassen wir die Südinsel, nicht ganz ohne Wehmut, wie man sich leicht denken kann. Wie viel Zeit noch hätte es bedurft, alles gründlicher zu würdigen,

eingehender zu betrachten, genauer zu erkunden? So viele Orte, die zum Verweilen einladen... Nicht mehr als einige Einblicke, eine grobe Übersicht kann diese Reise uns sein. Ein Abenteuer aber haben wir noch ins Auge gefasst, so dass wir nun frohen Mutes übersetzen auf die Nordinsel. Die Fahrt verläuft im Dunkeln, gegen halb 9 Uhr erreichen wir das verregnete Wellington, wo wir nach einem Stadtbummel in der sonntagmorgendlich verschlafenen City erst einmal frühstücken in einem vorzüglichen, originellen, belgisch orientierten großen Kaffeehaus, dem „Leuven“. Wellington ist ansonsten sehr postmodern; - um Raum zu gewinnen, sind Teile der Altstadt planiert worden für die üblichen Alu-Glas-Türme. An die Atmosphäre von Dunedin und Christchurch scheint es nicht heranzukommen.

Und weiter geht's, immer Richtung Norden. Wir fahren quer über die Nordinsel, bei erstaunlich dichtem Verkehr und bei ununterbrochenem Regenwetter. Mittagsrast wieder einmal in Taupo am riesigen Lake Taupo, der sich gebildet hat aus vielen Vulkankratern. Nördlich von Taupo fahren wir die „desert route“, die durch eine Steppenwüste führt. Zwischen den Schauern haben wir wieder einen sehr schönen Ausblick auf den schneegekrönten Ruapehu-Vulkan, diesmal von der anderen Seite, von der Rangipo Desert aus. Von diesem Landesteil sehen wir leider wenig: dichter Nebel mischt sich in den Regen, und als wir in Serpentinaen einen Pass überwinden müssen, ist die Sicht ganz vorbei. Das Betreten der Wüste wäre ohnehin verboten gewesen: es handelt sich um ein gigantisches Sperrgebiet, eine military training area. Das gibt's hier also auch, Kriegsspielereien. Die beiden Weltkriege, in die Neuseeland ebenfalls involviert war, haben die Rolle des Militärs auch hier aufgewertet.

Abends erreichen wir das Küstenstädtchen Waiomu, unweit von Thames, schön gelegen auf der Coromandel-Halbinsel. Auch des nachts herrscht Regen ohne Unterlass.

Montag, 12. Februar, Coromandel Peninsula.

Stadtbummel durch Thames bei Regenwetter. Am Nachmittag klart es auf und wird sonnig, so dass wir die wunderschöne Coromandel-Küste („scenic coast“) an der Westseite herauffahren über Coromandel-Town bis Colville-Town. Ab hier geht es eigentlich nur mit einem 4WD-Allrad weiter, es beginnt also eine Piste, die wir mit unserem Auto nicht befahren können. Auch auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: wieder einmal gibt es wunderbare Aussichten über die Küste mit ihren Inseln und Buchten, in denen sich Wasservögel aufhalten. Aus der Ferne sehen wir eine Kolonie Tölpel, zumindest mutmaßliche Tölpel. Das Land ist hier grün, hügelig und fruchtbar, geprägt von Regenwald und blumenreichen Wiesen.

Dienstag, 13. Februar, Coromandel peninsula.

Wir verlassen unser Motel, brechen auf nach Tapu an der Westseite der Coromandel Peninsula und fahren von dort aus landeinwärts, quer über die Halbinsel bis nach Coroglen an der Ostseite. Die Schotterpiste führt in Serpentinaen durch gebirgigen Regenwald. Der Regenwald gewinnt durch den niedergehenden warmen, andauernden Nieselregen noch an Charakter. Unterwegs sehen wir einige der letzten noch erhaltenen Kauri-Bäumen, die die Holzfällerei überlebt haben. Einer dieser Bäume ist gigantisch: 1200 Jahre alt, 9 Meter Umfang, über 40 Meter hoch. Der Stamm ist kerzengrade gewachsen, die Rinde dunkel und aalglatt, die Krone

wohlgeformt und symmetrisch, die Blätter dieses Baumes sind fiederartig und ganz klein. Die gesamte Coromandel Peninsula war vor der Ankunft der Europäer mit diesen Bäumen bestanden; - sie wurden abgeholzt zum Häuserbau oder einfach niedergebrannt, um Farmland zu gewinnen. In zähen Absprachen mit den Holzunternehmen konnten einige Exemplare für die Nachwelt gerettet werden. Einige jüngere Kauri-Bäume sind leichter zu finden als größere und alte, denn nun ist auch dieses Gebiet vor weiteren Eingriffen geschützt, so dass man vielleicht auf Renaturierung hoffen darf, was in diesem Fall fast 1000 Jahre dauern würde... Man mag mir vielleicht eine abelitische Gesinnung unterstellen, aber dennoch kann ich die von kurzsichtiger Gier getriebenen Eingriffe des Menschen in die über Jahrtausende gewachsenen Dome der Natur nicht gutheißen. Wie kann mit gutem Gewissen in Stunden vernichtet werden, was in Jahrtausenden zu einiger Herrlichkeit heranwuchs, sich prächtig entwickelte und entfaltete? Auf unseren Fahrten durch Neuseeland sahen wir so einige Kahlschläge, die zwar wieder aufgeforstet werden, aber nur durch fremdländisches Nutzholz, das öde in Reih und Glied gepflanzt wird. Die Vielfalt des Gewesenen ist damit unwiederbringlich verloren gegangen. Dieses hierher getragene Thema ist ein durch und durch europäisches, wie das alte irische Volkslied Bonny Portmore schon zeigt, welches das Verschwinden der Naturherrlichkeit in Irland beklagt; - ein Lied, das einem hier in den Sinn kommen kann:

*O Bonny Portmore you shine where you stand
And the more I think on you the more I think long
If I had you now as I had once before
All the Lords in Old England would not purchase Portmore.*

*O Bonny Portmore I am sorry to see
Such a woeful destruction of your ornament tree
For it stood on your shore for many's the long day
Till the long boats from Antrim came to float it away.*

*All the birds in the forest they bitterly weep
Saying „where will we shelter or where will we sleep?“
For the oak and the ash - they are all cutten down
And the walls of Bonny Portmore are all down to the ground.*

Man entschuldige meinen sentimentalen Ausflug in die Welt der Musik. Aber wenn nicht die Kunst gelegentlich das schlechte Gewissen der Menschheit trägt, wer sonst sollte es tragen?

Wir erreichen die schroffere und buchtenreiche Ostseite der Halbinsel und fahren herauf bis kurz vor Coromandel Town, wo die Straße schwierig zu passieren wird wegen Bauarbeiten. An der Ostseite erreichen wir nach einem Marsch die Cathedral Cave, ein beeindruckender Dom aus Sandstein, der von schönen Stränden mit türkisem, klarem Wasser flankiert wird. Ein Bild wie aus einem Kalender. Wir besuchen überdies die Hot Water Beach, wo, wie der Name andeutet, direkt am Strand heißes Wasser vulkanischen Ursprungs an die Oberfläche gelangt. Allerlei Badelustige, überwiegend Deutsche, halten sich in den heißen Wasserlöchern auf, die in den Sandstrand gegraben werden. Gelegentlich können die Badenden sich in der Brandung wieder abkühlen. Es ist dabei leicht möglich, in einem heißen Wasserloch zu sitzen und gleichzeitig von der kühlen Meeresbrandung überspült zu werden; - wo sonst auf Erden ist das

möglich?

Ein Anruf in Whakatane, ein Städtchen im Osten der Nordinsel, ergibt, dass die von uns kürzlich vorgebuchte und innig erwartete White Island Tour trotz wechselhaften Wetters stattfinden wird. Also fahren wir Richtung Whakatane weiter, immer entlang der Nordküste, die allmählich in Nebel, Regen und Dunkelheit versinkt. Spät abends erreichen wir ein Motel.

Mittwoch, 14. Februar, White Island.

White Island! Höher schlägt ein abenteuerliches Herz, wenn dieser Name irgendwo Erwähnung findet (seit neuestem auch aktuell abrufbar im Internet). Nachdem die Enthaltbarkeit gegenüber Schadensersatzansprüchen seitens der Teilnehmer gegen den Reiseveranstalter vertraglich postuliert ist, stechen wir in Begleitung einer Reisegruppe mit einer großen Motoryacht in See. Noch ist das Wetter ruhig und sonnig, gemütlich durchschiffte das Boot eine lange Lagune vor den Anhöhen des Festlandes. Auf dem offenen Meer überfällt dann doch die Seekrankheit einige Reisende, es schaukelt durchaus heftig, was mir gerade recht ist. Der Skipper verlangsamt die Fahrt, um die Reisenden vor Übelkeit zu bewahren. Nach dem Passieren einer Regenwaldinsel verliert sich die Küste im Dunst, von White Island, das 50 km weit draußen im Meer liegt, ist nichts zu sehen. Fliegende Fische springen aus dem Wasser und segeln ein paar Meter neben dem Boot her, gelbköpfige Seemöwen begleiten unsere Fahrt eine Weile. Die See wird rauer, Regen setzt ein, die Fahrt dauert wesentlich länger als geplant, doch schließlich erscheint nach zweieinhalb Stunden die Vulkaninsel schemenhaft aus den Tiefen des Meeres und baut sich vor den Nähernden auf. Hundert Meter vor dem Strand der Insel ankert die Yacht; der Vulkan hüllt sich in dichtesten Nebel, kein Detail ist zu erkennen, Regenschauer setzen ein. Ausbooten! Der Anleger ist durch einen Ausbruch völlig zerstört, überdies wäre ein Anlegen viel zu gefährlich. Ein Schlauchboot bringt die Reisenden grüppchenweise „an Land“, das heißt an eine schräge Betonplatte, von der aus Felsen zu überklettern sind, bis der Strand erreicht ist. Es ist ratsam, dabei einige Brecher abzuwarten. Ausgerüstet mit Schutzhelm und Gasmasken erreichen wir die Ruinen einer alten Schwefelfabrik, Rudimente einiger Bergbauversuche auf dieser Insel, Wahrzeichen tragischer Katastrophen früherer Tage. Wie kann man es wagen, auf einem Vulkan mitten im Ozean Schwefel abzubauen? Einige Ausbrüche machten diese wiederholten Unternehmungen regelmäßig zunichte. Der Skipper führt uns durch eine baumlose, apokalyptische Landschaft. Donnergeröll kommt vom Meer und aus dem Innern der Erde. Die Szenerie ist in Nebel und Regen gehüllt, an Steilwänden und auf dem Boden sind buntfarbene mineralische Ablagerungen und knallgelbe Schwefeltürme zu sehen, die zum Teil mannshoch sind und hell aufleuchten. Heißer Schwefelwind dringt aus diesen Türmen. Der Geruch ist auszuhalten, zumindest heute, da der Wind die giftigen Wolken aus dem aktiven Hauptkrater vor uns weg treibt. Aus dem Boden steigen Dämpfe auf, es blubbert aus kochenden Schlammflöchern. Die Schrittwahl sollte ein wenig beachtet werden. Wir besteigen den unteren Rand des mächtigen Hauptkraters. Ein grandioser Blick in die kochenden Tiefen! 90 Meter tief ist der Krater, davon liegen aber nur 30 Meter über dem Meeresspiegel. Der Wind zerzt böig an den Jacken, nicht zu weit darf man sich an den Rand des Kraters wagen. Der Skipper gibt das Signal zum Rückzug. Wir klettern über die Felsen, springen in einem geeigneten Moment zwischen den sich brechenden Wellen auf den Betonsockel, klettern von dort aus in das Schlauchboot. Ein Vulkan mitten im Meer! - wohl einmalig. Die Rückfahrt ist ruhiger, ein

warmes Mittagessen wird an Bord ausgeteilt, während der Vulkan ganz in dichtem Nebel versinkt. Ein letzter Blick fällt auf große Scharen von Seevögeln, die auf Felsen vor einem verbrannten Wäldchen sich sammeln.

Der Skipper und seine Crew fahren fast täglich, sofern das Wetter und die neuesten seismologischen Daten es zulassen, auf die Vulkaninsel. Jedesmal ist es ein neues Abenteuer, ein jedes Mal hat sich etwas auf der Insel umgestaltet, ist etwas vom Regen weggespült worden oder aus dem Innern der Erde neu entstanden. Der Skipper, seine Familie, seine Crew, - sie leben für und mit dem Vulkan. Ihr Idealismus hat sie die PJ-White Island-Tours aufbauen lassen, ihr Idealismus lässt sie die Interessierten für einen mehr als günstigen Tarif hinaus in das Abenteuer geleiten. Ihre Station ist liebevoll eingerichtet, eine Herberge und ein Cafe sind angeschlossen. Sollte ich - das Schicksal möge es mir gewähren - jemals wieder Neuseeland betreten: Diese Tour wäre die erste, die ich buchen würde. Danke PJ-Tours!

Zurück an Land fahren wir wieder westwärts, entlang der Nordküste, allmählich dem Ende der Reise entgegen. Wir mieten uns ein in einer „cabin“ in dem Badeort Waihi Beach, der am Südende der Coromandel Peninsula liegt. Nach einem Strandspaziergang ist es die erste Pflicht, den Abend mit Wäschewaschen zu verbringen: alle Kleidung riecht nach Schwefel! Auch die Warnung des Skippers, alle Metallteile, Photoapparate usw. vor den Vulkangasen zu schützen, war berechtigt: die Metallverschlüsse unserer Wanderschuhe sind mit einer dicken Korrosionspatina überzogen, verursacht durch die aggressiven Dämpfe und Metallsalze von White Island.

Donnerstag, 15. Februar, Coromandel Peninsula.

An diesem vorletzten Tag unserer Reise besichtigen wir in strömenden Regen eine alte Bergbaustadt zwischen Waihi und Peroha, die schön gelegen ist in einer wildromantischen, sehr steilen Schlucht, die von einem Fluss durchzogen wird, der über allerlei Stromschnellen sich ergießt. Nach der Durchquerung eines sehr langen, alten Eisenbahntunnels aus der Siedlerzeit wird ein schöner Wanderweg erreicht, der auf dem Weg der alten Schienen die bewaldete Schlucht durchquert. Der Weg führt vorbei an den massiven Betonsockeln alter Steinertrümmerungsanlagen, die für die Gewinnung von Gold unabdingbar waren. Der Goldrausch ist lange vorbei, aber einige alte Gebäude, jetzt Kaffeehäuser, erinnern noch an die Zeiten des „rush“. Völlig durchnässt erreichen wir unsere Unterkunft in Waihi Beach. Hier ist schönstes Sonnenwetter, so dass wir uns den Tee auf der Terrasse servieren. Das Phänomen des plötzlichen Wetterwechsels jenseits eines Gebirgspasses ist uns nun schon sehr oft hier in Neuseeland begegnet, so dass es für uns nicht mehr sehr verwunderlich ist. Es gilt, die Kleidung zu trocknen und die Rucksäcke für den Rückflug zu packen.

Freitag, 16. Februar, zurück nach Auckland, von dort Flug nach Frankfurt

Wir fahren die uns bereits bekannte Strecke nach Auckland zurück, geben mittags den Mietwagen ab und verbringen die Wartezeit im Airport. Der Rückflug führt wiederum über Fiji und Los Angeles, jeweils mit Stops. Die Wüste hinter L.A. ist bei klarem Wetter vom Flugzeug aus gut zu sehen und überaus beeindruckend: rötliche Berge mit schneebedeckten Kuppen,

tiefe Schluchten und lange Täler ziehen sich über eine Flugstunde lang unter uns hin. Menschenleere Weite, gelegentlich ist die gerade Linie einer Straße oder eine kleine Siedlung auszumachen. Der Schnee nimmt zu, irgendwann ist Kanada erreicht. Sollten wir eigentlich nicht die USA auch einmal bereisen? Der Gedanke an neue Reisepläne tröstet über das Ende dieser eindrücklichen Reise, für welche wir unserem Schicksal dankbar sind, hinweg. Der Hunger nach Bildern, nach Eindrücken, den das zubetonierte Europa nicht mehr befriedigen kann, wird uns irgendwann wieder in eine ferne Wildnis locken... Zunächst aber haben wir hier wieder einige Aufgaben zu erfüllen.

Hinrich Schüler, Schwäbisch Gmünd im März 2001